

FELIX BIERMANN, Slawische Besiedlung zwischen Elbe, Neiße und Lubsza. Archäologische Studien zum Siedlungswesen und zur Sachkultur des frühen und hohen Mittelalters. Ergebnisse und Materialien zum DFG-Projekt „Germanen–Slawen–Deutsche“. Schriften zur Archäologie der germanischen und slawischen Frühgeschichte, Band 5. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Band 65. Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 2000. DEM 164, – (€ 83,85). ISBN 3-7749-2988-2. 405 Seiten mit 183 Abbildungen, 50 Listen, 19 Tabellen, 45 Tafeln und 1 Faltbeilage.

Hinter dem etwas spröden Titel verbirgt sich eine Berliner Dissertation, die aus dem von Joachim Henning geleiteten DFG-Projekt „Germanen – Slawen – Deutsche“, dem Niederlausitzer Burgenprojekt, hervorgegangen ist. Das Arbeitsgebiet erstreckt sich zwischen der mittleren Elbe bei Torgau (ausgespart) im Westen und dem Raum um Guben, wo die Lubsza (Lubst) als rechter Nebenfluß in die Neiße mündet. Damit sind drei frühmittelalterliche Siedlungsräume erfaßt: die Niederlausitz südlich des Spreewaldes, das Gebiet entlang der in die Elbe mündenden Schwarzen Elster und der Gubener Raum. Besondere Beachtung verdienen dieser Raum und gerade die Niederlausitz, weil anhand der Grabungen im Burgwall von Tornow in den 1960er Jahren ein grundlegendes Modell sozialer Entwicklung und Differenzierung entwickelt worden war. Dieses Modell blieb nicht gänzlich unumstritten, und seit den 1980er Jahren verstärkte sich die Kritik.

Keramikuntersuchungen, Überprüfung der unsicheren chronologischen Ansätze vor allem mithilfe der Dendrochronologie und schließlich prinzipielle, methodologische Überlegungen ließen nicht nur an den verbreiteten Vorstellungen rascher und der westeuropäischen Entwicklung direkt vergleichbarer „Feudalisierung“ zweifeln. Auch die Rekonstruktion der slawischen Einwanderung als Zustrom großer geschlossener Gruppen, zu denen neben anderen die Lusizi mit der charakteristischen Tornower Keramik gezählt wurden, darf als widerlegt gelten. So stehen bislang zentrale Thesen zur frühmittelalterlichen Archäologie und Geschichte Ostmitteleuropas im Moment zur Disposition. Einerseits durch politische Rahmenbedingungen und andererseits durch die einseitige Perspektive auf die „slawische Archäologie“ eingeschränkt, deren Stand alle fünf Jahre auf den „Internationalen Kongressen für Slawische Archäologie“ präsentiert wurde, entstand ein wesentliches Defizit: Fixierung auf eine Binnensicht und Vernachlässigung des Vergleichs über das östliche Mitteleuropa hinaus. An eine moderne archäologische Untersuchung zur frühmittelalterlichen Niederlausitz – gewissermaßen als westslawische Beispielregion – sind deshalb besondere Erwartungen geknüpft.

Biermanns Arbeit setzt sich aus drei etwa gleichgewichtigen, etwas unverbunden nebeneinanderstehenden Teilen zusammen. Zuerst wird die früh- und hochmittelalterliche Besiedlung im Untersuchungsgebiet beschrieben. Daran schließt sich die Vorlage der Funde und Befunde des Burg-Siedlungskomplexes von Leuthen-Wintdorf an, die auf der Magister-Arbeit des Verf. beruht. Ein dritter Abschnitt gilt der frühmittelalterlichen Keramik zwischen Elbe und Lubsza. Im Anhang werden in Listen-, Tabellen- und Katalogform die notwendigen Nachweise übersichtlich geboten. Die Arbeit konzentriert sich abweichend vom Titel auf das 9. und 10. Jahrhundert, für das die meisten Funde und Befunde vorliegen. Die Gliederung der Kapitel erscheint Rez. mitunter verwirrend; manche Abschnitte hätten der Übersicht halber zusammengefaßt werden sollen (2.4 bis 2.6; 3.4 und 3.5; 3.6 und 3.7; 4.3 und 4.4; 4.7 und 4.8). Am meisten verwirrt, daß die Grundzüge der Besiedlungsgeschichte und damit die wichtigsten Ergebnisse bereits zu Beginn präsentiert werden. Mir scheint es überzeugender, dies erst aus den Untersuchungen in Leuthen-Wintdorf und der frühmittelalterlichen Ke-

ramik zu entwickeln. Wie häufig, sind auch die Listen des Verf. nach keiner erkennbaren Systematik geordnet; hier müßte dem Leser durch materialorientierte, inhaltliche oder alphabetische Ordnung auf die Sprünge geholfen werden.

Grundlage und Ausgangspunkt der vorgelegten Untersuchungen bildet die vom Verf. unternommene Grabung in Leuthen-Wintdorf (S. 105–174). Der weitgehend zerstörte Burgwall und die Vorbürgsiedlung wurden 1994 durch einen 200 m langen Schnitt sondiert. Mit etwa 65 m Außendurchmesser gehört die Leuthen-Wintdorfer Befestigung zu den größeren Ringwällen der Niederlausitz. Es lassen sich drei Phasen unterscheiden, in denen drei Gräben und zwei Wälle nachgewiesen werden konnten. Der jüngere Wall ist dendrochronologisch auf „um/nach 939“ datiert, der vorausgehende dürfte um 900 entstanden sein. Der Wallaufbau zeigt eine „Mischbauweise“ zwischen idealtypischer Rost- und Kastenkonstruktion, bzw. zwischen Innen- und Außengerüst, wie Biermann analysiert. Ein Rost bildete die Substruktion des Walles, der selbst aus einer Vielzahl radial verlegter Hölzer bestand, zu denen an der Außen- und Innenseite parallel zum Wall verlaufende Balken hinzukamen. Ein sonst übliches „Tunneltor“ konnte nicht erfaßt werden.

Im Innern des Walls befanden sich Bauten sowohl an der Wallrückfront als auch inmitten der Innenfläche. Dabei handelte es sich bereits in der ersten Phase um Block- und Pfostenbauten, so daß letztere entgegen einer Vermutung J. Hennings nicht erst auf die ostfränkische Expansion des 10. Jahrhunderts zurückgehen dürften. Pfostenhäuser stellen herausgehobene Bauten dar, denn sie finden sich stets nur in den Niederlausitzer Rundwällen des 9./10. Jahrhunderts selbst, nie in den Vorbürgsiedlungen. Dort standen wahrscheinlich Block- und Flechtwandhäuser, umgeben von einer Reihe von Gruben. In den meisten Fällen scheinen die Vorbürgsiedlungen die oft um 1000 (?) aufgegebenen zugehörigen Burgwälle geraume Zeit überdauert zu haben. Innerhalb der Burginnenbebauung herausgehobene Häuser sind nicht erkennbar; der scheinbar exzeptionelle Befund von Tornow dürfte wohl als Brunnen zu interpretieren sein.

Die Leuthen-Wintdorfer Funde entsprechen dem, was von einer durchschnittlichen, agrarisch wirtschaftenden Siedlung erwartet werden kann. Sämtliche Produktionshinweise, die ausschließlich aus dem Vorbürgbereich stammen, deuten auf individuelle Herstellung in den einzelnen Haushalten. Überraschend scheint der mit 30 % hohe Anteil an Wildtierknochen, wie er sonst nur im Spree-Havel-Raum oder in Kujawien beobachtet worden ist. Wahrscheinlich hängt dies mit der peripheren Lage Leuthen-Wintdorfs zusammen, so daß größere Waldgebiete in der näheren Umgebung gute Jagdmöglichkeiten eröffneten.

In den beiden anderen Hauptkapiteln wird der mittelslawische „Burg-Siedlungs-Komplex“ von Leuthen-Wintdorf nicht nur in die Siedlungs- und Keramikentwicklung der Niederlausitz eingeordnet, sondern diese insgesamt einer kritischen Neubewertung unterzogen (S. 25–104). Die von J. Henning initiierten Jahrringdatierungen von knapp dreißig Niederlausitzer Ringwällen haben diesen Raum zu einer der am besten untersuchten Burgenlandschaften werden lassen. Die Dendrodaten liegen für alle untersuchten Wälle etwa zwischen den Jahren 870 und 1000. Damit stehen sie in unmittelbarem und direkten Widerspruch zu dem von J. Herrmann in den sechziger Jahren entwickelten Modell, das anhand der Ausgrabung von Burgwall und Siedlung Tornow entstand. Herrmann hatte Tornow aufgrund einzelner Metallfunde und der als früh eingestuftes Tornower Keramik in das 7./8. Jahrhundert datiert und als Hinterlassenschaft einer speziellen Einwanderergruppe – der Lusizi – angesehen.

Insbesondere das 7. und 8. Jahrhundert, die frühslawische Zeit, erscheint in neuem Licht. Im Arbeitsgebiet lassen sich nur sieben Fundorte (von 616 insgesamt erfaßten) sicher der Zeit vor 800 zuweisen. Dabei wurden zunächst die beiden „Flanken“ – an Elbe und Neiße – be-

siedelt, während die Niederlausitz erst spät erreicht worden zu sein scheint, was Verf. auf die schlechten Böden zurückführt. In diese Frühzeit gehört unverzierte Keramik vom Prager und Sukower Typ. Biermann sieht die Prager Keramik als die ältere an, so daß die Herrmannsche Vorstellung zweier etwa zeitgleicher Einwanderergruppen durch ein zeitliches Nacheinander abgelöst wird. Im Anschluß daran wertet Verf. das Vorkommen von Grubenhäusern im Süden und von ebenerdigen Blockbauten im Norden des westslawischen Siedlungsraumes als überwiegend chronologischen, nicht als naturräumlich bedingten Unterschied. „Germanisch-slawische Kontakte“ im 7. Jahrhundert möchte Verf. weithin ausschließen, doch bleibt dies ein *argumentum e silentio*. Weshalb sollten große Gebiete Mitteleuropas 200 Jahre lang praktisch unbesiedelt geblieben sein?

Vom 8. zum 9. Jahrhundert ist ein erster deutlicher Siedlungsausbau zu erkennen, doch ist dieser zeitliche Ansatz primär der „Periodengrenze“ geschuldet und deshalb suggestiv. Aufgrund der zahlreich vorliegenden Jahrringdaten ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Ringwälle erst der mittelslawischen Zeit (9./10. Jahrhundert) angehören. Ein regelrechter „Schub“ zeichnet sich für die Jahrzehnte um 900 ab, als im untersuchten Raum etwa 60 Wälle entstanden. Wenn Burgwälle erst ab 870 zu fassen sind, können mit den *civitates* des meist in die Mitte des 9. Jahrhunderts datierten Bayerischen Geographen nicht „Burgbezirke“ bezeichnet worden sein. Was dann damit gemeint gewesen sein kann, bleibt einstweilen offen, doch ist ja – was Verf. unberücksichtigt läßt – auch die Datierung dieser paläographisch in die Zeit um 900 gehörenden, inhaltlich wohl mehrere zeitliche „Schichten“ umfassenden Quelle seit langem umstritten. Festzuhalten bleibt, daß Burgwälle in bestehende Siedlungskammern hineingebaut wurden und deshalb nicht *a priori* als Mittelpunkte derselben anzusehen sind. Denn neben von Siedlungen umgebenen Wällen finden sich auch Objekte in „abgelegener“, „strategischer“ Position und unabhängig von der Bodengüte. Der „Freesdorfer Borchelt“ scheint aufgrund seiner umwallten Vorburg eine Ausnahme zu sein, doch ist zu vermuten, daß manch andere, vergleichbare Anlage weggepflügt bzw. abgeräumt worden ist. Die zuweilen sehr geringen Abstände zwischen benachbarten, zeitgleichen Wällen lassen die zugehörigen Wirtschaftsflächen als sehr begrenzt erscheinen. Diese Kleinräumigkeit wertet Verf. überzeugend als Indiz für die politische Zersplitterung der Niederlausitz im frühen Mittelalter.

Jungslawische Gurtfurchenkeramik ist wohl erst in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts in der Niederlausitz aufgekommen, d.h. mit deutlicher „Verspätung“ gegenüber den Nachbarräumen. Die meisten Ringwälle wurden rasch aufgegeben; von den wenigen nun der Landesherrschaft dienenden Befestigungen ist die Mehrzahl aus der schriftlichen Überlieferung bekannt. Eine mäßige Zunahme der Siedlungen führte zu einer Verdichtung des Siedlungsbildes. Die Kietze dürften aus archäologischer Sicht mit den Umstrukturierungen der Ostsiedlung und nicht mit älteren „Dienst siedlungen“ zu verbinden sein.

In wirtschaftlicher Hinsicht lassen sich für das frühe Mittelalter keinerlei „frühstädtische Ansätze“ ausmachen. Die Töpferei wurde bis zur Jahrtausendwende im Hauswerk betrieben, worauf u.a. die Vielzahl an Töpferzeichen hinweist, die nicht als Beleg spezialisierter Betriebe angesehen werden können. Teerproduktion und Eisen-, Holz- und Knochenverarbeitung waren weit verbreitet, doch weisen die Funde weder besondere Qualität noch Hinweise auf spezialisierte Herstellung auf. Textilherstellung ist durch Spinnwirtel mittelbar belegt; aus dem Fehlen von Webgewichten wird allgemein auf den Horizontalwebstuhl geschlossen, doch liegen vereinzelte Hinweise darauf erst aus dem 11. Jahrhundert (und diese nicht aus dem Arbeitsgebiet) vor. Buntmetall-, Schmuck-, Glas- und Silberschatzfunde sind erst nach 1000 häufiger und deuten auf eine gewisse Rückständigkeit der Niederlausitz gegenüber den Nachbarräumen hin. Fernbeziehungen lassen sich dennoch erkennen, denn Mahl-

und Wetzsteine wurden über Entfernungen von mehr als 100 km bezogen. Die für Tornow beschriebenen Handwerkerbereiche wertet Verf. primär als Abfallzonen, weil sie mit allgemeinen Fundhäufungen zusammenfallen und nicht spezifische Ablagerungen darstellen.

Die „frühgeschichtliche Keramik“ ist Gegenstand des dritten Abschnitts (S. 175–280). Bis heute fehlt eine überzeugende Gliederung der südbrandenburgischen frühmittelalterlichen Keramik. Dies liegt wohl nicht nur oder überwiegend am Fehlen geeigneter stratigraphischer Befunde, sondern hauptsächlich an der unübersichtlichen Entwicklung. Zwischen Elbe und Oder, mecklenburgischem Flachland und Böhmen kreuzte sich eine Fülle stilistischer Einflüsse, die eine Übersicht erheblich erschweren. Biermann stützt sich auf fünf ausgewählte Komplexe (Leuthen-Wintdorf, Raddusch, Saßleben, Ragow und Lübben-Steinkirchen) und vermeidet so, durch ältere und vermischte Funde die Ergebnisse zu verwässern. Allerdings stellen auch diese Keramik-Ensembles keine geschlossenen Funde dar; ihrer Auswertung sind daher enge methodische Grenzen gesetzt.

Verf. stützt seinen Merkmalschlüssel auf das System T. Kempkes, das sich bei Keramikanalysen östlich der Elbe weithin durchgesetzt hat und so weiträumige Vergleichbarkeit gewährleistet. Die Berücksichtigung der Scherbenfarbe erscheint angesichts wechselnder Brennatosphären allerdings wenig nützlich; etliche der überaus zahlreichen Diagramme wirken reichlich unübersichtlich. Die Keramik wird von Biermann in vier Gruppen eingeteilt: unverziert (Sukower und unverzierter Menkendorfer Typ), (kammstrich-)verziert (verzierter Menkendorfer, Feldberger und „südlicher“ Typ), Rippenschultergefäße (Tornower Typ im engeren Sinn) und jungslawische Gurtfurchenkeramik. Alle fünf genauer betrachteten Komplexe zeigen deutliche Unterschiede in der Verzierung und Herstellung der Keramik. Dafür sind sowohl chronologische als auch regionale bzw. lokale Faktoren ausschlaggebend. Insgesamt zeichnet sich eine diffuse Keramikentwicklung ab, die – bis auf die Einführung der Gurtfurchenkeramik – keine scharfen Brüche und Abgrenzungen kennt. Die Schwierigkeiten, derart diffuse Übergänge begrifflich zu erfassen, äußern sich in Formulierungen wie „unverziertes Menkendorf“ und „nachgedrehtes Sukow“ oder „Mischformen zwischen Menkendorf und Tornow“. Der Klarheit halber hielte ich es für besser, sich für eine Art der Klassifikation zu entscheiden. Statt der Typen, die durch ein „willkürliches“ Merkmalsbündel definiert werden, bleibt es vorteilhafter, Einzelmerkmale von Ornamentik, Form und Herstellung separat zu betrachten. Nur so ist der Gefahr zu entgehen, vermeintlich klare Grenzen in einem diffusen Material zu ziehen und die Entwicklung über Gebühr zu vereinfachen.

Im regionalen Vergleich über die genauer analysierten Fundkomplexe hinaus sind nur das 9. und 10. Jahrhundert gut belegt, wozu Verf. die Keramik von Lübbenau, Fichtenberg, Groß Breesen, Dahme und Gostyń heranzieht. Während des 8. Jahrhunderts dominierten unverzierte Gefäße mit rundlichem Profil, deren Anteil bis zum 10. Jahrhundert stark abnahm. Im 9. Jahrhundert bestimmten doppelkonische („Menkendorfer“) Gefäße das Bild, die unverziert oder mit relativ einfachen Kammstrichornamenten (meist „Gitter“ oder „Sparrung“) versehen waren; diese Formen durchliefen auch das 10. Jahrhundert. Ende des 9. Jahrhunderts kam der „Tornower Typ“ auf, versehen mit einem doppelkonischen Profil und der charakteristischen gerippten Schulter, einem primär „technologischen Moment“. Gurtfurchenkeramik setzte sich in der Niederlausitz in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, d. h. relativ spät durch. Grundsätzlich dominierten wie überall in Ostmitteleuropa Topfformen mit ungefähr 90%; daneben finden sich tonnenförmige Gefäße, Schalen, Kumpfe und Teller sowie Tonwannen.

Der zwischen Elbe und Warta (Warthe) vorkommende Tornower Typ gehört den vorliegenden zahlreichen Jahrringdaten zufolge in die Zeit zwischen der Mitte (?) des 9. und dem

Ende des 10. Jahrhunderts. Alle Auffassungen einer frühslawischen Zeitstellung, verbunden mit einer Einwanderung im 7. Jahrhundert, sind damit endgültig überholt. Die Tornower Gefäße erscheinen als Teil einer verbreiteten Rippenschulterware, zu der auch mecklenburgische (Woldegk, Fresendorf, Groß Raden), schlesische und böhmische Typen gehören. Ähnlich wie bei der älteren Feldberger Keramik ist auch hier ein Zeitstil, eine überregionale Mode zu fassen. Vor diesem Hintergrund erscheint Biermanns Auswahl an parallelen Belegen bis hin nach Mähren und Moldawien etwas eklektisch – ebenso, wenn Randstichverzierungen im westslawischen Bereich mit der osteuropäischen Saltovo-Majaki-Kultur in Verbindung gebracht werden.

Dies ist auch das von Verf. favorisierte Modell, das die Keramikentwicklung mit allgemeinen wirtschaftlichen Veränderungen verbindet. Er sieht südliche Anregungen in der gerippten Schulter, nördliche in Form des scharfen Menkendorfer Doppelkonus. Nicht ganz folgen mag Rez. der Ansprache der Feldberger Keramik als „eigentlich ... südlichen Typ“, ausdrücklich aber der klaren Feststellung, daß angesichts „der kulturellen Vernetzung Mittel- und Ostmitteleuropas lineare Verbindungen und Einflußrichtungen nur schwierig zu rekonstruieren sind“ (S.280). Die Suche nach „der“ Wurzel ist irrelevant, weil sie viele andere Verbindungen außer acht läßt. Dies ist der Hauptgrund, weshalb zwei andere Erklärungsmodelle für die Tornower Keramik nicht befriedigen. Es handelt sich nicht um eine Übergangsform zur Gurtfurchenkeramik, weil dazu die Laufzeit mit anderthalb Jahrhunderten zu lang erscheint und die Gurtfurchen auf technologische Anregungen aus dem Donauraum zurückgehen. Völkerwanderungszeitliche Traditionen, wie sie Ernst Petersen oder Joachim Herrmann annahmen, scheiden mangels belegbarer Beziehungen aus; vorhandene Übereinstimmungen sind technologisch bedingt.

Mit Biermanns gelegentlich etwas flott geschriebener Studie liegt ein erster neuer Überblick zur frühmittelalterlichen Siedlungsentwicklung in der Niederlausitz vor. Das gut begründete – und aufgrund neuerer Studien bereits erwartete – Hauptergebnis bedeutet eine fast völlige Umkehr bisheriger Positionen: Die Niederlausitz war im frühen Mittelalter keine wirtschaftlich prosperierende Region, sondern hinkte den Nachbargebieten deutlich hinterher. Dies gilt für den Gang der Besiedlung selbst, ebenso für die wirtschaftliche und Keramikentwicklung sowie für die sozialen Veränderungen. Die Vielzahl von Burgwällen reflektiert die Kleinräumigkeit von Siedlung, Wirtschaft und Herrschaft. Der angesichts der gravierenden Umbewertungen notwendige, ausführliche Rekurs auf ältere Literatur und Auffassungen und deren Diskussion lassen viele Passagen anschwellen, die sonst – angesichts der relativen Bedeutungslosigkeit der frühmittelalterlichen Niederlausitz – erheblich straffer hätten ausfallen können. Dies kann bei einer Pionierleistung, die wiederum an J. Hennings verdienstvolle Bemühungen um die Jahrringdatierung der Niederlausitzer Burgwälle zu Beginn der 1990er Jahre anschließt, kaum vermieden werden. Um so höher sind die Erwartungen, die angesichts dieser hervorragenden Studie an die noch ausstehenden Projekt-Publikationen zu richten sind. Die im Detail vorzulegenden Dendrodaten, Befunde und Funde der neueren Grabungen werden die von Biermann skizzierten Züge ergänzen, korrigieren und bestätigen.

D-79085 Freiburg i. Br.
Belfortstraße 22
E-Mail: brather@uni-freiburg.de

Sebastian Brather
Albert-Ludwigs-Universität
Institut für Ur- und Frühgeschichte
und Archäologie des Mittelalters